

Über die Autorin:

Karin Kalisa, geboren 1965, lebt nach Stationen in Bremerhaven, Hamburg, Tokio und Wien seit einigen Jahren im Osten Berlins. Sowohl als Wissenschaftlerin als auch mit dem Blick einer Literatin forscht sie in den Feldern asiatischer Sprachen, philosophischer Denkfiguren und ethnologischer Beschreibungen. »Sungs Laden« ist ihr erster Roman.

Karin Kalisa

SUNGS LADEN

Roman

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:

www.droemer.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Januar 2017

Droemer Taschenbuch

© 2015 Verlag C.H.Beck oHG, München 2015

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München
nach einer Vorlage von Geviert, Grafik & Typografie

Coverabbildung: shutterstock / linerpics

Satz: Sandra Hacke

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30566-9

2 4 5 3 1

Erfundenes und Nicht-Erfundenes,
Wirkliches und zugleich Nicht-Wirkliches –
in diesem Zwischenraum lebt das Spiel.

Chikamatsu Monzaemon

Doch das Paradies ist verriegelt
und der Cherub steht hinter uns;
wir müssen die Reise um die Welt machen,
und sehen, ob es vielleicht von hinten
irgendwo wieder offen ist.

Heinrich von Kleist

I

1

Im Dezember hatte es angefangen. Der erste Schnee war schon gefallen und wieder weggetaut, als die Grundschule des kleinen Viertels im Prenzlauer Berg eine »weltoffene Woche« ausrief. Es war ein denkbar ungünstiger Zeitpunkt, weil die Vorbereitungen zur Weltoffenheit mitten in die Weihnachtsbasteleien und Adventsfeiern fielen. Der Direktor hatte ein Händchen für Verwaltungsarithmetik und legte Wert darauf, dass es vor Feiertagen und Ferien nicht zu Terminchaos und Last-Minute-Aktionen kam. Kontrollierte Normalverteilung auch in Krisenzeiten war die Maxime seines Handelns. Und nun das. Rechtzeitig, wie immer, hatte er mit den Arbeiten zum Jahresabschluss begonnen, da war ihm dieses Schreiben wieder in die Hände gefallen. Vom Schulamtsleiter persönlich. Er solle die Schule in Sachen Völkerverständigung nach vorn bringen, hieß es dort. Sicherlich wegen dieser Geschichte damals, als ein paar Sechstklässler den Zweitklässler aus Gambia drangsaliert hatten. Er habe den Tischtennisball verschleppt, den einzigen, hieß es. Die Wut darüber war verständlich, aber die Jungs hatten den Bogen überspannt. Folglich hatten die Horterzieherinnen der 6b und der 2a so lange so deutliche

Worte verteilt, bis die Sechstklässler dem Kleinen die Hand gereicht und auf die Schulter geklopft hatten, und kurz darauf war der Tischtennisball wieder im Spiel gewesen. In den Augen der Beteiligten war das Ganze damit erledigt. Doch bald darauf verließ der Kleine die Schule, und dem Schulamtsleiter musste irgendetwas zu Ohren gekommen sein. Das Schreiben war vom Februar des Jahres. Dem Direktor traten die Schweißperlen auf die Stirn, als er sich vorstellte, wie sein Vorgesetzter, der gern drei Stufen auf einmal nahm und unverkennbar noch anderes im Sinn hatte als das Schulamt, die Augenbrauen hochziehen würde, wenn er ihm zum Ende des Jahres nichts würde vorweisen können, noch nicht einmal einen Plan, oder wenigstens die Skizze zu einem Plan oder ein Gespräch oder zumindest einen Termin für ein Gespräch – nichts, rein gar nichts.

»Sie müssen expeditiver sein, mein Guter«, hatte der Schulamtsleiter bei der letzten Begehung gesagt, und seitdem sann der Direktor öfter darüber nach, wie unkündbar er eigentlich war, wenn es hart auf hart käme. Denn obwohl das Wort »expeditiv« weder zu seinem aktiven noch zu seinem passiven Wortschatz gehörte, hatte er diesen Satz zweifelsfrei als Drohung verstanden. Er hatte den Duden befragt und den Kopf geschüttelt. Er war Schuldirektor, kein Forschungsreisender; Mathematiker, kein Abenteurer. Er setzte auf Solides und Altbewährtes und hielt die Bälle gern flach. Die meisten Aufregetheiten erledigten sich mit der Zeit von selbst – das war seine langjährige Erfahrung. Dem neuen Schulamtsleiter aber konnte man mit flachen Bällen nicht kommen – das war seine letztjährige Erfahrung. Also sah sich der Direktor, den noch genau sechseinhalb Jahre von seinem Pensionseintritt trennten, gezwun-

gen, auf jenen Dreischritt zurückzugreifen, mit dem er schon früher gute Erfolge erzielt hatte, wenn er hier und dort einmal in Bedrängnis geraten war. Seine magischen drei A: Anpacken, Abwälzen, Ad-acta-Legen. Er ging die Liste der Schüler durch, überschlug die Anzahl der Nationalitäten – einundzwanzig!, hätte er gar nicht gedacht – und überraschte am nächsten Morgen in einer kurzfristig anberaumten Pausenkonferenz die Kolleginnen, die im Spagat zwischen Lehrplan und Adventsrummel bereits an den Rand ihrer Kräfte gekommen waren, mit der Anweisung, zwischen dem zweiten und dritten Advent eine »weltoffene Woche« zu gestalten. Sie starrten ihn entsetzt an und zweifelten an seinem Verstand. Der Direktor hatte damit gerechnet und strahlte Ruhe ab: keine Panik. Wenn all die Kinder, die ganz, halb oder viertel ausländisch seien, das heißt, einen Migrationshintergrund hätten, verbesserte sich der Direktor schnell, der die gelenkigen Augenbrauen des Schulumtleiters schon wieder vor sich sah, wenn also all diese Kinder etwas aus ihrer Hintergrundkultur mitbringen und in einem kleinen Festakt in der Aula präsentieren würden, wäre die Sache im Nu erledigt.

»Danach wieder Weihnachtsvorbereitung«, sagte er und wechselte in einen zackigen Ton, den er irgendwie mit dem Wort expeditiv verband, »und dann: Gänsebraten und Urlaub. Sie schaffen das!« Er zwinkerte aufmunternd in die Runde und ließ mit dem Klingeln, das das Ende der Pause ankündigte, ein Kollegium zurück, das zu keinem Protest mehr fähig war.

»Vielleicht gar kein schlechter Zeitpunkt, die Kinder, bei denen Weihnachten nicht gefeiert wird, gerade jetzt einzubinden«, sagte eine junge Kollegin, die vor Kurzem ihr

Referendariat absolviert hatte, »das kann am Ende eine gute Erfahrung für alle werden.« Der Direktor hörte es im Hinausgehen, drehte sich zu ihr um, nickte anerkennend und protokollierte innerlich für seinen Bericht. Die Lehrerinnen schauten ihre neue Kollegin nur an – resigniert und ein bisschen mitleidig. Aber später würde die eine oder andere sich an diesen Satz erinnern.

2

Sung hatte seinen Sohn zur Großmutter geschickt, als der ihn fragte, was er denn aus Vietnam zur weltoffenen Woche mitbringen könne. Zuvor hatte er einen flüchtigen Blick auf die goldenen und die silbernen Winkekatzen in seinem Laden geworfen, sämtlich *made in China*. Er hatte die Hand schon nach den bunten Plastikwindrädern ausgestreckt, die vom Sommer übrig geblieben waren und die zwar wenigstens *made in Vietnam* waren, aber wahrscheinlich nicht sehr vietnamesisch. So ließ er sie sinken und seufzte. Um halb fünf Uhr morgens war er aufgestanden. Er war auf dem Großmarkt gewesen, hatte Früchte und Gemüse ausgelegt, Brötchen verkauft, Kartons mit Lebkuchenherzen aufgestapelt, hatte mittags im Stehen neben der kleinen Kochplatte im Hinterzimmer des Ladens eine Nudelsuppe gegessen und kämpfte gerade gegen sein Nachmittagstief an, als Minh aus der Schule kam und ihn nach einem »Kulturgut aus Vietnam« fragte. Er solle unbedingt eines mitbringen zur Feier in der Aula. Schon morgen. Sechzehn vietnamesische Kinder gebe es, aber das Los sei auf ihn gefallen.

»Ein Kulturgut?« Sung schaute Minh fragend an.

»Na, eben ein Ding, irgendetwas, das aus Vietnam kommt. Alles, nur nichts zu essen.«

»Warum nicht?«, fragte Sung zurück, leicht verärgert darüber, dass diese Lösung, die so wunderbar leicht gewesen wäre, keine sein durfte.

»Der Direktor hat Angst vor Durchfall. Wegen dem ganzen fremden Essen. Dass dann das Gesundheitsamt in die Schule kommt, und alles vor Weihnachten«, antwortete Minh. So jedenfalls habe die Lehrerin es ihnen heute erklärt.

Ein Kulturgut aus Vietnam. Minh hatte diese Hausaufgabe wie einen Fremdkörper aus seinem Mund befördert. Als hätte Vietnam so wenig mit seinem Leben zu tun wie das Wort Kulturgut mit seiner Alltagssprache. Sung sah seinen Sohn, der hibbelig vor ihm stand und auf eine Lösung drängte, nachdenklich an. Minh war in Deutschland geboren, genau wie er selbst. Er wuchs hier auf, genau wie er selbst hier aufgewachsen war. Aber beide hatten sie dunkle schrägstehende Augen und schwarze Haare. Sie hatten vietnamesische Namen und sie aßen vietnamesische Gerichte. Und nun war Minh Kulturgutbeauftragter seines Landes geworden. Seines Landes? Sung war zu müde, um solchen weitreichenden Fragen nachzuhängen. Ihm war eine Tasse Kaffee gerade sehr viel näher als sämtliche Kulturgüter Vietnams.

»Geh zu deiner Großmutter«, sagte er. »Vielleicht hat sie eine Idee.« Minh stibitzte einen Schokoriegel aus dem Regal und zuckelte vom Laden ins Hinterzimmer zu Hiên, Sungs Mutter, seiner Großmutter.

Später hat sich Sung öfter gefragt, ob er nicht eine Ahnung, eine winzige Ahnung gehabt hatte, dass etwas ins

Rollen kommen würde, als er seinem Sohn keine Winkekatze und kein Plastikwindrad in die Hand gedrückt, sondern ihn zur Großmutter geschickt hatte, die als einziges Mitglied seines Haushalts in Vietnam aufgewachsen war und eines von diesen Kulturgütern zur Hand haben mochte. Oder wenigstens eine Idee. Sie hatte. Sie hatte ein Kulturgut, und sie hatte eine Idee. Eigentlich war es mehr eine Eingebung als eine Idee, oder besser noch: ein Coup. Obwohl auch sie nicht wissen konnte, dass sie damit zwar nicht die Welt, aber immerhin einen beachtlich großen Stadtteil in Berlin so verändern würde, dass er sich auf einmal selbst wiedererkannte.

Als am nächsten Morgen ein kleiner vietnamesischer Junge von knapp acht Jahren und eine kleine vietnamesische Frau von knapp sechzig Jahren eine große hölzerne Puppe von mehr als achtzig Jahren zwischen sich den Gehweg zur Schule entlanghievten, fand dies in der allgemeinen Morgenhektik kaum Beachtung. Noch nicht einmal Sung bekam etwas davon mit, denn er lud gerade Ware aus, und Mây, seine Frau, lag noch bei Minhs Schwester Sung, die erst wenige Wochen alt war. Und selbst Lan, Sungs Schwägerin, die den Laden aufschloss und den Backofen für die Morgenbrötchen anstellte, bemerkte nichts. Denn Großmutter und Enkelsohn nahmen ihren Weg nicht durch den Laden, sondern über den Hinterhof.

3

Es waren nur ein paar Zweitklässlerinnen, die die Köpfe zusammensteckten und tuschelten, als Minh mit seiner Großmutter und der Puppe den Gang entlang zur Aula eilte. Nicht wegen Minh, den sie ja vom Pausenhof kannten, nicht wegen der Puppe, die beim flüchtigen Hinsehen eigentlich nur wie ein großer langer Holzklotz aussah, nein, es war Hièns knöchellanges, meergrünes Seidenkleid über einem breiten silbernen Saum, das ihre Aufmerksamkeit fesselte. Mit dem Expertinnenblick siebenjähriger Mädchen erkannten sie sofort, dass es sich hierbei nicht um Kaufhausware, sondern um ein echtes Prinzessinnenkleid handelte. Aber auch die Zweitklässlerinnen konnten sich nicht lange in diesem Staunen aufhalten, denn sie wurden mitgeschwemmt in dem lauten, unaufhaltsamen Menschenfluss, der dem Auladelta entgegenströmte. Tatsächlich waren alle, Lehrer wie Schüler und ein paar mittreibende Eltern, viel zu beschäftigt, um ihre Blicke bei dem seltsamen Trio verweilen zu lassen. Außerdem waren die meisten Kinder hier mit allen Wassern der großstädtischen Ereigniskultur gewaschen und nicht eben leicht zu beeindrucken. Sie hatten gerade die 1200 Veranstaltungen der Berliner

Märchentage im Angebot gehabt, verteilt auf 350 Orte. Zusätzlich waren sie im Monatsschnitt auf je zwei Kindergeburtstagsfeiern gesehen worden, also bei der Schatzsuche, im Mitmach-Museum oder in einer schaumstoffgepolsterten Tobewelt, Zauberer inklusive. Fürs Wochenende ließen sich ihre Eltern ohnehin etwas Besonderes einfallen: Brunch im Planetarium, Beachvolleyball in beheizter Halle mit Hotdog-Stand oder Filmtheater mit Popcorn. Und tatsächlich rechneten die Cineasten unter den Kindern am allerwenigsten damit, dass es zwischen den vergilbten Wänden ihrer Schule einmal richtig großes Kino geben könnte, schon gar nicht mit Helden aus Holz und grüner Seide. Also nahmen Minh und Hiên weitgehend unbeachtet in der vierten Reihe Platz – ganz außen, auf drei Stühlen, denn die Puppe setzten sie zwischen sich. Sie hielten sie an ihren Holzänden fest und schauten konzentriert nach vorn.

Als die letzten Nachzügler keuchend die Treppen der vier Stockwerke hochgehetzt kamen und gerade noch durch die Tür geschlüpft waren, hefteten sich die Blicke der Kinder auf die großen Buchstaben über der Bühne, die der Hausmeister unter lautstarkem Protest, dass schwindelerregende Aufgaben dieser Art nicht in seiner Stellenbeschreibung stünden, am Vortag angebracht hatte: *Dinge der Welt*. In diese ebenso schlichte wie nichtssagende Formel waren ehrgeizigere Vorschläge wie »Das ist ihr Ding. Länder stellen sich vor« und »Dinge, die die Welt bedeuten« eingedampft worden. Die Lehrerinnen hatten sich an die östliche Aulawand gelehnt, nahmen ihren Morgenkaffee in kleinen Schlucken und stellten die Tassen zwischendurch auf der Fensterbank ab. Sie freuten sich auf ihre dreistündige Sendepause – den Lohn einer zehntägigen Vorbereitungszeit,

die unter der Überschrift »Vermittlung interkultureller Kompetenzen« in den Lehrbericht eingehen würde. Jetzt waren die Schüler dran. Der Direktor lehnte an der Wand gegenüber und dachte intensiv an seine Pensionierung und an seine Angelhütte am Templiner See. Er lächelte versonnen, und die Worte der kleinen Eröffnungsrede, die die stellvertretende Direktorin sprach, rauschten ungehört an ihm vorüber.

Die Schweiz machte einen sehr ordentlichen Auftakt – mit einem winzigen, dafür reichlich verzierten Akkordeon, auf dem ein Drittklässler, herausgeputzt mit Bortenhemd und Hirtenhut, ziemlich verlegen eine kleine Melodie spielte, nachdem er das schmucke Ding als ein »original Schwyzer Handörgeli« vorgestellt hatte. Neben ihm stand seine kleine Schwester aus der ersten Klasse und schwenkte mit selbstvergessen offenem Mund eine Schweizer Fahne. Sichtlich erleichtert sprangen beide wieder hinab, um Platz für einen riesigen Samowar zu machen, den ein Fünftklässler stolz auf die Bühne verfrachtete und ans Stromnetz anschloss. Die gute Stimmung drohte zu kippen, als im Publikum die Frage laut wurde, ob etwas zu trinken nicht irgendwie auch etwas zu essen sei und also der dampfende Tee, der da oben gerade produziert wurde, nicht gegen die Regeln verstoße. Der hoch aufgeschossene Junge, halb russisch, halb deutsch, der einen recht weiten Weg an den südwestlichen Stadtrand und einen äußerst unliebsamen Tantenbesuch hingenommen hatte, um den rotgoldenen funkelnden Prachtsamowar auszuleihen, war den Tränen nahe. Der Direktor hob beschwichtigend die Hände und rief durch den Saal, dass der Tee hier nur das gewissermaßen unvermeidliche Produkt eines Dings sei, und ein Ding wie dieser

wirklich wunderbare Samowar entspreche durchaus den Regeln der Veranstaltung.

Als anschließend ein Mädchen aus Bulgarien mit einem großen Rosenstrauß im Arm ein sehr langes Gedicht sehr leise vorgetragen hatte, begann die Konzentration für die Dinge dieser Welt zu sinken und der Lärmpegel zu steigen. Nun kletterte Minh mit Großmutter und Puppe auf die Bühne. Die Unruhe im Saal blieb. Hiên ließ ihre Augen über die Stuhlreihen schweifen. Mach doch, dachte der Direktor, der keine Lust hatte, schon wieder einzugreifen.

Da straffte sich Hiêns kleiner Körper und ohne Vorwarnung gellte ihre durchdringende, ein bisschen raue Stimme durch den Raum:

»Good Morning, Vietnaaaaaaam!«

Die Kinderköpfe drehten sich blitzschnell zur Bühne. Der Direktor nahm Haltung an, an der östlichen Aulawand schwappte eine Kaffeetasse über. Die Kinder, nach kurzem Schrecken über die unerwartete Lautstärke, die aus diesem schmalen, in schimmernde Seide gehüllten Frauenkörper gekommen war, besannen sich blitzschnell auf die Gesprächsregeln des Puppentheaters, erworben und geschärft in durchschnittlich fünf Kita-Jahren: »Good Morning, Vietnaaaam!«, echoten sie, sparten dabei nicht mit Lungenkraft und hatten ihre Freude an der fremden Sprache, an der Lautstärke und am langen Bogen des aaaaa. Jetzt waren sie wieder wach. Hellwach. Wie auch ihre Lehrerinnen, ihr Schuldirektor und dessen Stellvertreterin.

In der erwartungsvollen Stille, die diesem morgendlichen Urschrei folgte, einer Stille, während derer in die unvorbereiteten Erwachsenehirne Bilder eines fernen Krieges einzogen, holte Hiên aus ihrem weiten meergrünen

Ärmel ein langes Tuch von gleicher Farbe. Es sah aus, als wickle sie ihren Ärmel ab, aber der Ärmel blieb, wie er war. Sie schlang das Tuch um die Puppe und fing an zu sprechen, mit einer vollkommen veränderten, einer sanften und ruhigen Stimme. Als hätte sie alle Zeit dieser Welt und nicht nur die vom Schuldirektor penibel errechneten und streng überwachten sieben Minuten (einundzwanzig Nationen, geteilt durch drei Schulstunden plus zwanzig Pausenminuten).